

# Die Stadt der guten Nachbarschaft

Matthias Noell

Die Frage, was Stadt ist oder sein könnte, beinhaltet immer auch eine Untersuchung der in Zeit und Raum, Gesellschaft und Individuum variablen Werte und Bedeutungsinhalte sowie der metaphorischen Ebenen, die zur Erzählung der Stadt verwendet werden. Wollen wir zu einer gemeinsamen Sprache der Stadt gelangen, ist es schlechterdings unabdingbar, die Unterschiedlichkeit der Lesarten zu akzeptieren, ja sie zu fordern. Die Rede von der „Stadt der guten Nachbarschaft“ ist als ein Versuch gedacht, einen solchen offenen Diskurs über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unserer Stadt zu führen, denn der „Wohnort des Menschen des 21. Jahrhunderts ist die Stadt. Hier ist er Teil eines Kollektivs und Individuum zugleich. Hier lebt und arbeitet er, hier kann er sich sozial und kulturell entfalten“<sup>1</sup>.

Von einer „Stadt der guten Nachbarschaft“ zu sprechen, scheint zunächst einmal keine metaphorische Ebene zu beinhalten, deutet der Begriff auf der ersten Ebene doch lediglich auf eine allgemein anerkannte Wunschvorstellung hin, mit den im direkten räumlichen Umfeld Wohnenden ein respektvolles, von Hilfsbereitschaft geprägtes, vielleicht sogar freundschaftliches Miteinander zu leben. Doch „Nachbarschaft“ ist ein Wort, das den Klang einer Liebesbotschaft angenommen hat“, wie Jane Jacobs in *Leben und Tod großer amerikanischer Städte* kritisierte. Der Begriff verleite dazu, „das Großstadtleben zu Imitationen kleinstädtischen oder vorstädtischen Lebens zu verzerren“<sup>2</sup>. Die „Stadt der guten Nachbarschaft“ wäre, so betrachtet, nur ein banales, zur Idylle neigendes pseudo-soziologisches Bild und dessen unreflektierte Übertragung auf



die Großstadt. Zur Entwicklung einer tragfähigen Bedeutungsebene zog Jacobs auch den Stadtplaner Reginald R. Isaacs heran, der den Reichtum der Großstadt gerade in ihrer Veränderlichkeit, der Mobilität und Flexibilität der Bewohner begründet sah. Jacobs plädierte schlussendlich für eine „leistungsfähige“ Nachbarschaft – man könnte auch den vom Werkbund verwendeten Begriff der „Belastbarkeit“ wählen –, die Zuwachs und Fluktuation ebenso vertrüge, wie sie einer gewissen Kontinuität bedürfe.<sup>3</sup>

Die Rede von der „guten Nachbarschaft“ kann aber auch im Anschluss an Aby Warburgs Kulturwissenschaftliche Bibliothek begriffen werden, die 1933 aus ihrem Hamburg-Eppendorfer Backsteingebäude nach London gerettet wurde und dort erneut von Fritz Saxl und Gertrud Bing nach „nachbarschaftlichem Prinzip“ aufgestellt wurde. Die gute Nachbarschaft der Bücher bezieht sich hier nicht auf eine friedvolle Koexistenz, sondern auf inhaltliche Nähe, auf Ergänzendes, Weiterführendes oder Gegensätzliches. In der Bibliothek der guten Nachbarschaft geht man zu einem bestimmten Buch, um sich thematisch-assoziativ zu dessen Nachbarn leiten und zu deren Lektüre verleiten zu lassen. Es ist das berühmte Prinzip des Findens dessen, was man nicht zu suchen gewusst hatte – allerdings nur dann, wenn man neugierig und offen genug ist, das Andere und Neue im bunten Mit- und Durcheinander auch wahrnehmen und schätzen zu können. Das besonders Gewinnbringende an Warburgs „Systematik“ ist ihre Flexibilität: Die Bücher dürfen umziehen, die Nachbarn können wechseln, die Disziplinen durchmischen sich je nach erkanntem Sinn und zugewiesener Bedeutung sowie ihrer Veränderung.

Sicher, Stadtmetaphern sind eine eher heikle Angelegenheit – sie reduzieren die Komplexität des räumlichen Zusammenlebens der Menschen, um sie auf diese Weise vermeintlich verständlicher zu machen. Meistens arbeiten sie aber mit unscharfen Ähnlichkeitsbegriffen und einer problematischen Übertragung von Eigenschaften und damit letztlich von Bedeutung, und stellen sich bei näherer Betrachtung nicht selten als intellektuelle Sackgassen heraus. Denn natürlich ist die Stadt keine Bibliothek (wahrscheinlich ist es sogar eher umgekehrt), und Häuser und Wohnungen stehen auch immer noch nicht im Regal, sodass man mit ihnen besser umziehen könnte, wie man sich das in den 1960er Jahren so hübsch vorstellte. Dennoch können Metaphern als Denkmotive nützlich sein; sie können helfen, Vergleichbares und Unterschiedliches sichtbar zu machen, Bedeutungsebenen zu erkennen, und auf diese Weise sogar erkenntnisreich sein, trotz ihrer häufig seltsam anmutenden Analogiebildung.<sup>4</sup>

Zum Zeitpunkt der größten Krise in der modernen Stadtplanung des 20. Jahrhunderts – in den 1960er Jahren – war die urbanistische Diskussion um die Nachbarschaft schon ein halbes Jahrhundert alt. Es war der amerikanische Stadtplaner und Soziologe Clarence Perry, der mit seiner *neighbourhood unit* Ende der 1920er Jahre das gültige Leitbild für diese kleinste großstädtische Einheit für die kommenden Jahrzehnte festgelegt hatte: ein modulares System für die wachsenden Großstädte – als moderne Transformation eines mittelalterlichen Stadtviertels oder Pfarrbezirks mit fußläufig zueinander liegenden Gemeinschaftseinrichtungen, Schulen, Einkaufsmöglichkeiten und einer begrenzten Anzahl von Bewohnern sowie deren Wohnhäusern. Die Straßen sollten nicht allzu groß sein, der Fußgängerverkehr Vorrang haben, öffentliche Räume waren dem Spiel der Kinder und der Kommunikation vorbehalten. Der so verwendete Begriff der „Nachbarschaft“ zog eine erste metaphorische

Analogie nach sich, übertrug er doch den ursprünglichen Wortsinn in den Planungsdiskurs und schrieb ihn dort fest. Der Unterschied zwischen der sozialräumlichen Nachbarschaft und seiner Übertragung in ein abstraktes städtebauteoretisches Modell war kaum bemerkbar – hier setzte letztlich auch die Kritik von Jacobs an.

Die geplante WerkBundStadt weist diverse Parallelen zu dem genannten, bereits einige Jahrzehnte zurückliegenden Diskursfeld auf. Ihre Parameter basieren nicht zuletzt auf jener „Empfindung des Fehlschlags“<sup>5</sup> der sogenannten Moderne, auf einer Welle der Kritik an Architektur und Städtebau der Nachkriegszeit von Peter Blake über Jane Jacobs zu Alexander Mitscherlich oder Wolf Jobst Siedler – bis hin zur Berliner IBA der 1980er Jahre mit ihrem städtebaulichen Vorbild der „Europäischen Stadt des ausgehenden 19. Jahrhunderts“, als deren Weiterentwicklung die WerkBundStadt gelesen werden kann.<sup>6</sup>



Sprechen wir von der Berliner WerkBundStadt, müssten wir uns zunächst über die „Voraussetzungen für eine sozial, demografisch, kulturell und funktional vielfältige Struktur“ Gedanken machen, die laut den Regularien dem Leitbild der „dichten, sozial und funktional gemischten Stadt“ folgen sollen.<sup>7</sup> Albrecht Göschel hat dies in seinem Beitrag vom April dieses Jahres angesprochen sowie die Problematik einer Ablösung der „alten“ Werkbundprinzipien der Zwischenkriegs- und der Nachkriegszeit durch neue städtebauliche und ästhetische Vorstellungen thematisiert.<sup>8</sup> Mit der Frage nach einem zeitgemäßen städtischen Zusammenleben, wie sie der Werkbund in der ersten Jahrhunderthälfte stellte – „Wie wohnen?“ – war immer auch ein architektonischer Qualitätsanspruch, den es mit pädagogischem Impetus durchzusetzen galt, verbunden. Und noch heute lautet, auch wenn der Unterschied zur Wohnberatung in der Nachkriegszeit, als das moderne Wohnen und seine Gestaltungsprinzipien vergeblich erläutert und vorexerziert werden musste, beträchtlich ist, die unmissverständliche Antwort dieser Vereinigung: „So wollen wir wohnen.“<sup>9</sup> Zentral aber ist hierfür nicht etwa allein die Gestaltung der Innenausstattung und des öffentlichen Raums, sondern vor allem die Frage nach weitgehender Vielfalt und Offenheit der

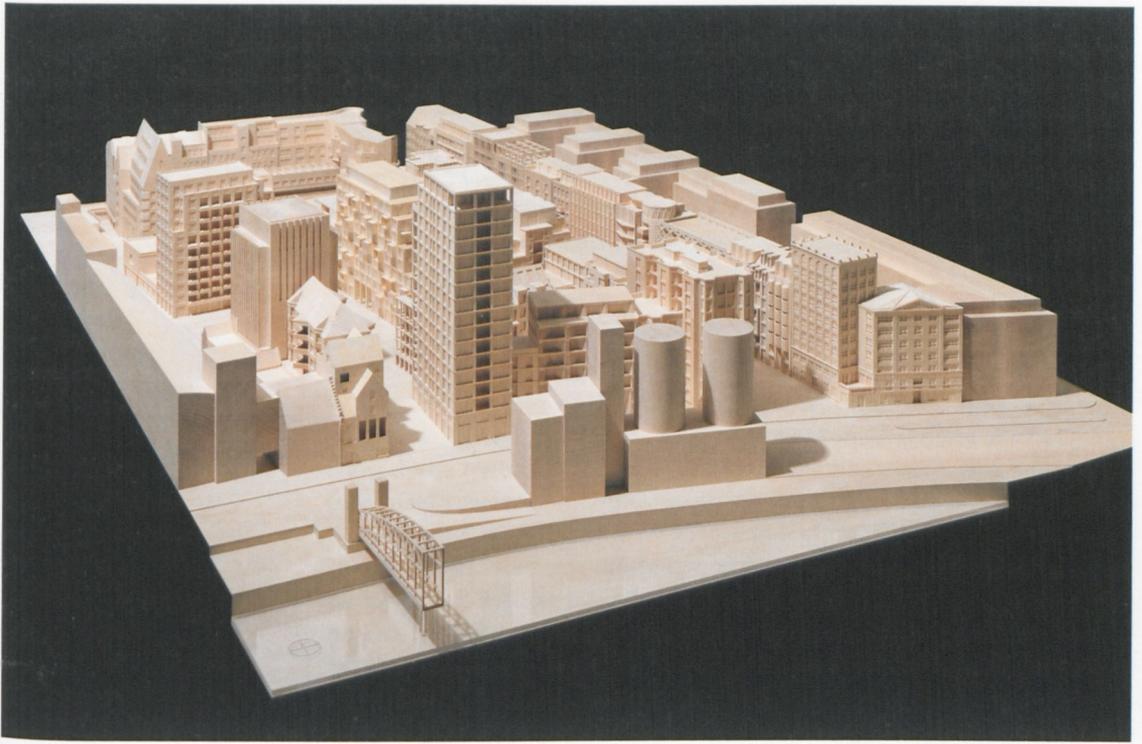
Haus- und Grundrisstypen, die eine dauerhafte Nutzung und Umnutzung ermöglichen. Der Werkbund hat sich vorgenommen, aus den komplexen und widersprüchlichen sozialen, ökologischen und ökonomischen, funktionalen und ästhetischen, architektonischen und städtebaulichen Zusammenhängen relevante und nachhaltige Positionen zu entwickeln.

Jacobs hatte als eine der Ersten den qualitativen Unterschied zwischen „Siedlung“ und „Stadt“ definiert. Siedlungen seien „von der normalen Stadt losgelöste und abgetrennte Gebiete“, aufgesetzt wie Flicker.<sup>10</sup> Ein „funktionierendes“ Stück Stadt müsse hingegen im Gewebe der Stadt verankert sein sowie ein „Übergreifen“ in die Umgebung ermöglichen. Zudem müsse eine „Selbstisolierung“ allzu großer Baublocks vermieden werden.<sup>11</sup> Auch wenn es gegen eine solche einseitige Sicht berechnete Einwände und Beispiele gäbe – Solitäre haben eine andere Funktionalität und Ästhetik, konstruieren und definieren ihren eigenen städtischen Raum. Und nein: Nicht jede durchgrünte Siedlung ist immer gleich „eine geschminkte Leiche“<sup>12</sup>. Oder ja: Selbstverständlich kann man sich auch in der aufgelösten Stadt und in der Wohnmaschine gute Nachbarn sein. Der städtebauliche Konzeptplan der WerkBundStadt vom November 2015 folgt dennoch dieser „nachmodernen“, moderne-kritischen Prämisse mit klar formulierter Überzeugung und überzeugender Einmütigkeit. Das neue städtische Quartier solle sich „in die vorhandene Nachbarschaft integrieren und diese bereichern“.<sup>13</sup> Die Bevorzugung der Fußgänger und Fahrradfahrer vor dem Automobilverkehr illustriert die Stoßrichtung des Plans vielleicht am einfachsten: „Jedes Haus soll eingangsnah und ebenerdige Nebenflächen für Fahrräder [...], Kinderwagen, Müll“ haben.<sup>14</sup> „Autogerecht“ wird die WerkBundStadt also nicht werden, sie konzentriert sich eher darauf, den Menschen gerecht zu werden, und vielleicht wird man sich auf dem Tanklager ja dereinst von den ästhetischen (und anderen) Zumutungen der Automobilindustrie erholen können: „Das oberirdische Parken von Fahrzeugen ist nicht erwünscht.“ Ein kleines bisschen schimmert hier vom „Traum einer utopischen Welt“ durch die Regularien hindurch.<sup>15</sup>

Wie kommt es nun aber, dass aus den relativ eindeutigen Regularien für Städtebau und Architektur derart heterogene Entwürfe in der Gestaltung der Häuser hervorgingen? Man war bei der theoretischen Grundlegung von einem klaren Bild von Architektur und Stadt ausgegangen. Berlin diente dabei als das geografische, historische und ästhetische Bezugsfeld, eine Stadt, deren architektonischen Ausdruck wir im kollektiven Gedächtnis transportieren, auch wenn, oder gerade weil er nicht überall der Wirklichkeit entspricht. Die eingereichten Entwürfe sind genau dann am überzeugendsten, wenn sie diesem Wunsch nach einer zeichenhaften und lesbaren Architektur möglichst unmittelbar folgen, wenn sie aus den geforderten „konstituierenden architektonischen Elemente[n], Sockel, Eingang, Fassade und Dach“, tatsächlich ein architektonisches Zeichensystem und so ihre gewünschte „erkennbare Adresse“ entwickeln.<sup>16</sup> Der maßgebliche Sinn architektonischer Gestaltung über die Funktionalität hinaus wäre damit zu einem beträchtlichen Teil erreicht. Aber führt denn nun die korrekte Anordnung visuell erfassbarer, lesbarer und vergleichbarer Zeichen zu einer kategorisch anderen ästhetischen Vielfalt im Modell des Tanklager-Quartiers als in der aufgelockerten Stadt der ersten Berliner Internationalen Bauausstellung mit ihren laut Kleihues „eher zufällig“ herumstehenden „verschiedenen Architekturen“? Oder zeigen sich hier nicht vielmehr die Ähnlichkeiten im Unterschiedlichen?<sup>17</sup> Im jetzigen Entwurfsstadium der WerkBundStadt lassen sich daher die heutigen Grenzen des ästhetischen Städtebaus

erkennen, wie die damaligen im Hansaviertel.<sup>18</sup> Die Zufälligkeit der Entwürfe und ihrer Zusammenstellung ist nicht zu übersehen, und schon Jacobs hatte auf ihre rhetorische Frage, warum wir Großstädter denn nicht so sein könnten wie die homogenen kleinstädtischen Gesellschaften der Vergangenheit, eine Antwort, an der sich bis heute nicht viel geändert hat: „Aber bei allem Hang zur Konformität sind wir viel zu abenteuerlich, neugierig, egoistisch und ehrgeizig veranlagt, um eine harmonische Kunst, die auf allgemeinem Einvernehmen beruht, hervorzubringen.“<sup>19</sup>

Bedenklich ist das aus meiner Sicht nicht, und ich vermute, dass rein ästhetisch motivierte Antworten und ihr jeweiliger Wahrheitsanspruch ohnehin relativ und daher unwichtig für die Funktionsweise eines Stadtquartiers sind, dass sie weder für eine reale gute Nachbarschaft von Relevanz sind noch für eine gute Nachbarschaft in einem inhaltlichen, konzeptuellen und programmatischen Sinn. Eine überzeugende städtebauliche Konzeption, aber auch Diversität und individuelle Lösungen bleiben für einzelne städtische Quartiere aber auch heute ein anzustrebendes Ziel – erst recht, wenn man die gesamte Stadt und die Anforderungen an sie im Blick hat. Warum sollen Häuser innerhalb einer Straße nicht auch einmal kollidieren wie Bücher im Regal – man sucht das voluminöse Grüne, liest aber im schmalen Roten weiter, weil es einem vielleicht einfach besser, treffender oder einfach nur interessanter erscheint. Von Relevanz ist in erster Linie der Inhalt, nicht die Form, auch wenn man ihre vermittelnde Qualität, ihre Zeichenhaftigkeit keinesfalls missen möchte. Von Relevanz sind aber vor allem auch die Brüche, von denen es in dieser Stadt wahrlich mehr gibt als anderswo: „Nicht ganz untypisch für Berlin ist dies ein Ort, der eher gewachsen als geplant ist und durch Brüche, ambivalente Schönheiten und den spröden Charme des Zufälligen geprägt ist.“<sup>20</sup> Es wäre bedauerlich, wenn diese Brüche und Zufälligkeiten, dieser „Fluch der guten Nachbarschaft“, mit dem Rainer Latour auf die Lärmschutzproblematik des westlich angrenzenden Energieerzeugers Bezug nahm, restlos aus der Stadt verschwinden würden.<sup>21</sup> Vielleicht könnten die Straßennamen an die nahe gelegene und städtische, die zukünftig ehemalige Lagerung von Antriebs- oder Heizkraftstoffen erinnern und so den städtischen Widersprüchen und Veränderungen ihren Platz einräumen: Tanklagerplatz, Heizölstraße und Kraftstoffgasse – ein bisschen zufällig und spröde, aber auch charmant und poetisch klingt das ja heute schon, jedenfalls in den Ohren des Radfahrers, der dann auch gerne dort wohnen würde.



- 1 Kromrei, Claudia / Kahlfeldt, Paul / Scheller, Corinna (Hg.): *Deutscher Werkbundtag 2016*. Berlin 2016, S. 5.
- 2 Jacobs, Jane: *Leben und Tod großer amerikanischer Städte* [1961]. Berlin u. a. 1963, S. 78–90.
- 3 o.V.: „Regularien für die Architektur der Häuser“. In: *Deutscher Werkbundtag 2016*, S. 32; o.V.: „Regularien für den Städtebau“. In: *Deutscher Werkbundtag 2016*, S. 26.
- 4 Barthes, Roland: „Semiotik und Urbanismus“ [1967]. In: *Das Werk*. Band 58. 1971. Heft 4, S. 255 und S. 270–272.
- 5 Siedler, Wolf Jobst: „Das Ende der Bescheidenheit. Berlin in der Ära Düttmann-Müller-Heinrichs“. In: Vittorio Magnago Lampugnani (Hg.): *Internationale Bauausstellung Berlin 1984. Die Neubaugebiete – Dokumente, Projekte*. Band 1. Berlin 1981, S. 18–23 und S. 19.
- 6 Kleihues, Josef Paul: „Die IBA vor dem Hintergrund der Berlin der Architektur- und Stadtplanung des 20. Jahrhunderts“. In: *Internationale Bauausstellung Berlin 1984*, S. 24–36 und S. 25.
- 7 Kromrei, Claudia / Kahlfeldt, Paul / Scheller, Corinna (Hg.): *Deutscher Werkbundtag 2016*. Berlin 2016, S. 26 und S. 32.
- 8 Göschel, Albrecht: „Kommentar zur Präsentation des Projektes Werkbundstadt Berlin in der Berliner Werkbundgalerie im Februar 2016“. In: *Deutscher Werkbundtag 2016*, S. 42–48.
- 9 Kromrei, Claudia / Kahlfeldt, Paul / Scheller, Corinna (Hg.): *Deutscher Werkbundtag 2016*. Berlin 2016, S. 5.
- 10 Jacobs, Jane: *Leben und Tod großer amerikanischer Städte* [1961]. Berlin u. a. 1963, S. 199.
- 11 Jacobs, Jane: *Leben und Tod großer amerikanischer Städte* [1961]. Berlin u. a. 1963, S. 83.
- 12 Reimann, Brigitte: *Franziska Linkerhand* [1975]. Ungekürzte Neuauflage. Berlin 2013, S. 385.
- 13 o.V.: „Regularien für den Städtebau“. In: *Deutscher Werkbundtag 2016*.
- 14 o.V.: „Regularien für die Architektur der Häuser“. In: *Deutscher Werkbundtag 2016*, S. 32. In den „Regularien für den Städtebau“ (in: *Deutscher Werkbundtag 2016*, S. 26) übrigens noch umgekehrt.
- 15 Augé, Marc: *Lob des Fahrrads* [2008]. München 2016, S. 103.
- 16 o.V.: „Regularien für den Städtebau“. In: *Deutscher Werkbundtag 2016*, S. 26.
- 17 Kleihues, Josef Paul: „Die IBA vor dem Hintergrund der Berlin der Architektur- und Stadtplanung des 20. Jahrhunderts“. In: *Internationale Bauausstellung Berlin 1984*, S. 30.
- 18 Jacobs, Jane: *Leben und Tod großer amerikanischer Städte* [1961]. Berlin u. a. 1963, S. 192; Wagner, Kirsten: „Die visuelle Ordnung der Stadt. Das Bild der Stadt bei Kevin Lynch“. In: Cornelia Jöchner (Hg.): *Räume der Stadt. Von der Antike bis heute*. Berlin 2008, S. 317–334; Löw, Martina: *Soziologie der Stadt*. Frankfurt am Main 2008.
- 19 Jacobs, Jane: *Leben und Tod großer amerikanischer Städte* [1961]. Berlin u. a. 1963, S. 192.
- 20 Einschätzung des Werkbunds zum Tanklager, vgl. *Deutscher Werkbundtag 2016*, S. 10.
- 21 Vgl. Latour, Rainer: „Die Werkbundstadt Berlin aus Sicht eines kommunalen Stadtplaners“. In: *Deutscher Werkbundtag 2016*, S. 39–41.